Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **19 (1937)**

Heft 31

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 6. August 1937. Erscheint jeden Freitag 19. Jahrgang Nr. 31

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Warum müssen die Frauen an der internationalen Zusammenarbeit festhalten? I
„Abschluß der Bauperiode"
Auswanderung — auch eine Frauenfrage

Wochenchronik

Inland.

Der trostlose Regen an unserm **Bundesfeierlonntag** hat vielleicht das eine Gute gehabt, daß er einem allzu lauten Festfeierbetrieb einen willkommenen Dämpfer aufsetzte und so unsere vaterländische Gedenkstunde verinnerlichte. Am tiefsten wirkt wohl immer das schöne abendliche Glockengeläute. Der Gedanke, daß dieses nun über unsere ganze Schweiz hinzieht, bei uns, im Welschland, einnet dem Gotthard, hat eine tiefverbindende Kraft. Ueberall sind unsere Feiern schlicht und herzlich und ohne Mißton verlaufen. In Zürich ist die 1. Augustfeier der Kommunisten, die einzig Anlaß zu Demonstrationen hätte geben können, des Regens wegen buchstäblich ins Wasser gefallen.

Immerhin hat die zürcherische kantonale Bauernpartei, irritiert durch die Bewilligung dieser Feier durch den sozialistischen zürcherischen Stadtrat, beschlossen, die **Initiative** zu einem **Verbot** der **kommunistischen Partei** zu ergreifen.

In der **Waadt** ist die **antikommunistische Initiative** mit 23,480 Unterschriften zu Stande gekommen und der Kantonskanzlei eingereicht worden. Die Unterschriftenzahl überschreitet die gesetzlich geforderte Zahl von 6000 somit um 17,480.

In der sozialistischen Presse erschienen verschiedentlich Angriffe auf Bundesrat Motta wegen **angeblicher Anerkennung der Regierung Franco.** Bundesrat Motta hat dem Bundesrat darüber Bericht erstattet. Angesichts dessen, daß wir im Gebiet der Nationalisten eigene Konsulate haben und daß unter Franco mehr Schweizer leben als unter der Regierung von Valencia, sah sich das Departement veranlaßt, auch mit der Francoregierung in eine gewisse faktische, wenn auch inoffizielle Fühlungnahme zu treten. Die Regierung von Valencia hingegen ist noch immer die allein offiziell anerkannte spanische Regierung.

Die **nächste Herbstsession** wird sich in zwei Etappen mit Unterbruch von einer Woche abwickeln. Die eidgenössische Finanzdelegation ist an den Bundesrat mit dieser Anregung herangetreten, um zu ermöglichen, daß das 3. Finanzprogramm und das damit zusammenhängende Budget für 1938 in derselben Session von beiden Räten erledigt werden kann. In der ersten Woche wird der Nationalrat das Geschäft behandeln, in der Unterbruchswoche die ständerätliche Kommission dieses für die Beratung im Ständerat vorbereiten, damit dann in der dritten Woche der Ständerat dazu Stellung nehmen kann.

Dieser Tage ist der **Bericht** des vom Volkswirtschaftsdepartement letzten Herbst eingesetzten großen **Wirtschaftsexpertenkomitees** zur Abklärung der künftigen wirtschaftlichen Richtlinien der Schweiz erschienen. Die Kommission empfiehlt an Hand der Beratungen über Fragen der Nutzen- und Innenwirtschaft, Probleme des Geld- und Kapitalmarktes und die juristisch-politischen Aspekte dieser Fragen die Aufnahme eines entsprechenden für die Dauer berechneten von der Kommission bereits ausgearbeiteten neuen Wirtschaftsartikels in die Verfassung.

Professor **Laur** lehnt in der schweiz. Bauernzeitung die freisinnigen Bestrebungen auf vermehrte Zusammenarbeit ab, sie seien für die Landwirtschaft unannehmbar. Die politische und wirtschaftliche Führung der Schweiz sei heute nur noch mit den Verbänden, d. h. mit den Genossenschaften, Konsumvereinen und Gewerkschaften möglich, Sozialismus und Kommunismus könnten nur durch diese überwunden werden. Eine Auffassung allerdings, die wohl kaum in ihrem ganzen Umfange Beipflichtung finden wird.

Ausland.

Das **Richteinmischungskomitee** ist Ende letzter Woche zur Entgegennahme der Antworten der Mächte auf die an sie gerichteten Fragen über ihre Stellung zum englischen Kompromißplan zusammengetreten. Die eingegangenen Antworten lassen sich in drei Auffassungen gliedern: England und Frankreich wollen die Kriegsführungsrechte zuerkennen, sobald die Entfernung der Freiwilligen wesentliche Fortschritte gemacht hat; Italien und Deutschland verlangen, daß die Kriegsführungsrechte genehmigt werden, sobald die Entfernung der Freiwilligen beschlossen sei und Rußland erklärt, die Kriegsführungsrechte überhaupt nicht gewähren zu wollen, eventuell wäre es bereit, nach Entfernung aller Freiwilligen, der Frage näher zu treten. Rußlands Haltung gestaltet natürlich die Annahme des Kompromißplanes äußerst problematisch. Das Nichteinmischungskomitee mußte sich angesichts dieser Lage unverrichteter Dinge neuerdings vertagen. Vielleicht wird es Frankreich als dem gegebenen Vermittler gelingen Rußland zu einer nachgiebigeren Haltung umzustimmen.

Inzwischen hat sich aber die **europäische Situation** auf einem andern Wege beträchtlich **aufgehellt.** Wir schrieben schon in unserm letzten Bericht, daß Italien auffallend versöhnliche Töne anschlage und England auf diese Töne ebenso auffallend freundlich reagiere. Seither ist nun bekannt geworden, daß der englische Ministerpräsident **Chamberlain** an **Mussolini** ein eigenhändiges Schreiben gerichtet hat, das von diesem ebenso eigenhändig und prompt erwidert worden ist. Auch der Ton der italienischen Blätter hat sich auffallend geändert. Und Graf Ciano äußerte sich in einem Interview, daß ein großer Schritt vorwärts getan und der aufrichtige Wille zum gegenseitigen Einvernehmen nun vorhanden sei. Welche Umstände diesen Einstellungswechsel bewirkt haben, ist noch nicht klar, da aber den Inhalt der Schreiben nichts an die Oeffentlichkeit drang. England soll, heißt es, über den japanisch-chinesischen Konflikt so besorgt sein, daß es unter allen Umständen im mittelländischen Meer alle Anstände hinwegräumen möchte, um die Hände für den fernen Osten frei zu bekommen.

Damit kommen wir zum **japanisch-chinesischen Konflikt.** Peking und Tientsin, welch letzteres von den Japanern grausam bombardiert wurde, befinden sich in den Händen der Japaner. Tschiang-Kaischek, der chinesische Ministerpräsident, erläßt eine Proklamation: China werde bis zum letzten Mann seine Freiheit verteidigen. Durch Rundtelegramm wird die allgemeine Wehrpflicht in Kraft gesetzt, den Truppen der Befehl zum Marsch nach dem

(Fortsetzung siehe Seite 2 oben.)

Wir sind bis heute ein ausgesprochener „Männerstaat" geblieben,

die völlige Gleichstellung der Frau ist in der Rechtsüberzeugung des Volkes nicht zur Selbstverständlichkeit geworden, und deshalb werden Sonderregeln über die Stellung der Frau im öffentlichen Leben als mit der Rechtsgleichheit vereinbar erachtet."

So wird in einem Bericht des Regierungsrates der Stadt Basel vom 8. April 1937 der Kampf gegen das „Doppelverdienertum" gerechtfertigt. Ob der Verfasser des Berichtes wohl ahnte, daß er sich mit diesen Worten zum Sprecher der überzeugtesten „Frauenrechtlerinnen" hergab???

Im Oktober 1935 wurde dem Basler Großen Rat ein Initiativbegehren eingereicht „zwecks Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und zugunsten der Kleinverdiener". Das Begehren wurde im Juni 1936 dem Volke zur Abstimmung vorgelegt und mit 8293 gegen 6248 Stimmen angenommen, obgleich sämtliche Parteien mit einer einzigen Ausnahme auf der äußersten Rechten die Parole „nein" ausgegeben hatten.

Diese Initiative fordert Maßnahmen gegen drei Erscheinungen des öffentlichen Lebens:

1. Gegen Nebenerwerb öffentlicher Bediensteter.
2. Gegen Erwerb der Ehegattinnen öffentlicher Bediensteter.
3. Gegen Aemterhäufung.

In seinem Bericht an den Großen Rat ist der Regierungsrat selber „zu der Auffassung gelangt, daß den Stimmberechtigten die Annahme eines Gesetzes, welches den Grundsätzen des Initiativbegehrens entspräche, nicht empfohlen werden könne... Was den Nebenerwerb der Beamten selber angeht, so genügt im Grunde das geltende Recht, um Mißbräuchen entgegenzutreten." Der Regierungsrat hält „die Sache doch nicht für wichtig genug, um den Erlaß von gesetzlichen Vorschriften zu rechtfertigen." Auch das Problem der Aemterhäufung möchte er nicht regeln, weil „es kleinlich ist und vielfach dem öffentlichen Interesse zuwider, wenn man die Zahl der ehrenamtlichen Stellen beschränkt, die eine Person bekleiden darf, oder wenn man die Beamten, die solche Stellen bekleiden, vom Bezug von Vergütungen ausschließt .... Der Regierungsrat ist der Auffassung, es werde den Stimmberechtigten leichter fallen, sich gegen die Initiative auszusprechen, wenn sie sehen, daß im wichtigsten Punkte Vorkehrungen gegen Mißbräuche getroffen werden. Dieser Punkt, dessen Regelung uns erwünscht scheint, ist die Frage der Erwerbstätigkeit von Ehegatten öffentlicher Bediensteter. Trotz den .... erhobenen rechtlichen Bedenken halten wir dafür, daß in dieser Frage auch für den Fall einer Verwerfung der Initiative ein Eingriff versucht werden sollte." Und so wird denn aus der ganzen unliebsamen Initiative nur derjenige Teil, der sich gegen die Frauen wendet, herausgegriffen und als Gegenentwurf formuliert:

„Mit einem öffentlichen Dienstverhältnis ist es in der Regel unvereinbar, daß der Ehegatte des Beamten, Angestellten oder ständigen Arbeiters im öffentlichen Dienst beschäftigt wird, oder regelmäßig oder periodisch eine private Er-

(Fortsetzung Seite 2.)

Vor 100 Jahren geschrieben — und heute noch gültig

Vor 100 Jahren schrieb die in Genf lebende Mme. Necker de Saussure, durch Heirat eine Cousine der Mme. de Stael, ein Buch „Studien über das Leben der Frauen". Nachfolgende Proben beweisen, daß diese Studien leider noch nichts an „Aktualität" eingebüßt haben.

Der Ehestand und die Frau.

Der Ehestand ist für die Frau natürlich, aber nicht notwendig.

Vielleicht die Hälfte aller Frauen ist nicht verheiratet oder nicht mehr.

Es ist deshalb nötig, daß die Erziehung im Mädchen jene Fähigkeiten entwickle, die ihm die sicherste Aussicht bieten, ein weises, glückliches, nützliches und würdiges Leben zu führen, wie später sein Los auch sei.

Dies hat die Selbstsucht der Männer bisher nicht erlaubt.

Männer als Frauenerzieher.

Wenn die Männer geruht haben, an die Erziehung der Frauen zu denken, so haben sie sich immer selbstsüchtigen Gedanken hingegeben. Sie haben gewollt, daß man die Mädchen dazu erziehe, ihnen Leidenschaften einzuflößen oder ihren Eitelkeits- oder ihren Sparsamkeitswünschen zu dienen.

Gegenwärtig hat sich der Blick geweitet. Mit gutem Grund hofft man, durch die Frau gute Erzieherinnen hervorzubringen und sucht sie dafür auszubilden. Aber alles geschieht stets im gleichen Geiste.

Es scheint sich nicht zu lohnen, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechtes für sich selbst vervollkommnet werde. Man sieht in der Frau keine göttliche Schöpfung, die man ihrer Natur gemäß zu behandeln hat, und die man zu jener sittlichen Größe und jenem Glück führen soll, deren sie fähig ist. Man teilt ihr von Anfang an eine Rolle zu und sucht sie dazu zu bringen, die auszufüllen. Die Frau selbst gilt in der Erziehung, die man ihr angedeihen läßt, nichts. Nach der allgemeingültigen Ansicht ist nicht sie selbst ihr Ziel, und unglücklicherweise auch nicht Gott.

Der Frauen Unsachlichkeit.

Unter den Ursachen, die den geistigen Fortschritt der Frauen verzögert haben, nennen wir vor allem jenen Gedanken, man müsse den Geist der Frau beständig mit ihrer besonderen Bestimmung beschäftigen. Gewiß glaubte man dabei, wenn sie stets an diese Bestimmung denke, würde sie sie desto besser erfüllen.

Wir glauben nicht, daß das stimmt. Dadurch, daß die Frauen immer nur an die Einzelmenschen dachten, ihre Blicke nur auf die Einzelmenschen gerichtet hielten und nicht höher, verloren sie die Aufmerksamkeit für die Sachen... Die edle Fähigkeit des Menschengeistes, unparteiisch zu suchen, was da ist und was da sein soll, diese Fähigkeit ist oftmals unbeschäftigt geblieben und hat sich demgemäß nicht entwickelt, sodaß man mit der Zeit meinen konnte, sie sei überhaupt nicht vorhanden.

Die Heuerin

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Schluß.)

Es war ein Heuet, wie man nur alle fünfzig Jahre einen hat. Tag für Tag der Himmel wie eine Glocke. Der ganze Heustock kam ein ohne einen Tropfen Regen. Ich schaffte mit einer heimlichen Freudigkeit im Herzen wie ein junger Kerl, der seinen Schatz um sich weiß. Damals konnte einer noch weit herkommen, bis ich ihn im Mähen fürchtete; die zwei Mähder mußten sich ins Zeug legen hinter mir. Und wenn ich die fremde Zeiterin, die Eva, früh um sechs Uhr mit dem Morgenimbiß kommen sah, geschah es wohl, daß ich wie ein Jungknab' auf einen Jauchzer Antwort gab, der droben hinterm Geißholz aufstieg.

Aber das darf ich sagen, ich gab acht auf mich. Ich wollte alles mit mir allein ausmachen. An einem schönen Mädchen ein Wohlgefallen haben, das ist doch keine Sünde: sonst hätte der Herrgott ja alle häßlich schaffen können wie die andere Heuerin, die Apollonia, die immer heulte und schon am dritten oder vierten Tage vor langer Zeit, wie sie sagte, fortlief.

Ich freute mich im stillen, daß die beiden Mähder, von denen einer ein frischer, angriffiger Bursche war, mit Eva nichts anzufangen wußten. Sie stellte sich taub gegen deren saftige Späße; das konnten sie nicht verstehen. Aha, das sei gewiß eine Grafentochter, spotteten sie zusammen; vielleicht von Lumpelingen. Der werde man den Hochmut schon noch herunterkriegen. Bei ihnen zu Haus sei akkurat so eine Hex' gewesen, die sich gestellt habe wie ein heiliger Geist. Darauf sei sie eines schönen Morgens mit einem fremden Maler auf und davon; ein paar Jahre nachher sei sie dann richtig mit drei Kindern ins Dorf gekommen.

Ich dachte bei mir: So, daß sie etwas Besonderes ist, das seht ihr doch auch! Und ich dachte weiter: Wenn ich der Maler gewesen wäre, so eine hätte ich nun und nimmer fahren lassen...

Mit meiner Frau war ich jetzt freundlicher als sonst; es war mir, als müßte ich immer und immer wieder bei ihr abbitten. Ich merkte, daß etwas mit mir geschah, das ich bis jetzt nicht erlebt hatte. Es konnte mir eng werden in der Kehle, wenn die schöne Heuerin mich um etwas fragte und ich ihr Antwort geben mußte.

Ich hatte zu meiner Frau immer einen guten Willen gehabt, wenn ich auch nie besonders in sie vernarrt gewesen war. Ihr Vater hatte zwei Streifen Wald mitten in unserem schönsten Buchenbestand im Lauchholz besessen, die man um kein Geld hätte kaufen können. Wegen dieses Holzes gab ich eigentlich zuerst auf Justine acht. Ich bemerkte, daß sie ein liebes, wohlgemachtes Mädchen war, mit dem sich ganz hübsch zusammensein ließe. Sie war von Anfang an mehr verliebt als ich, und ich dachte, das müsse so sein.

Ich hätte auch keine bessere und verständigere Frau bekommen können. Sie hielt mich nicht zu knapp; sie war nie ungehalten, wenn ich mir etwa an einem Sonntag oder Markttag ein bißchen wohl sein ließ. Die Männer müssen das haben, sagte sie, sonst werden sie dumm. Daneben hat sie mir wacker geholfen; in schweren Stunden hat sie sich besser gehalten als ein Mann. Als uns der einzige Sohn mit zwölf Jahren starb, hätte ich mich ohne sie nicht so bald wieder zurechtgefunden.

Nein, es durfte nicht sein, daß ich ihr jetzt etwas zuleide tat. Ich konnte nichts dafür, daß mir diese Fremde mit ihren Augen das Herz lachen machte. Aber ich mußte es für mich behalten. Sie ging ja in kurzem wieder weg, und wenn ich sie nicht mehr vor mir sah, kam ich schon wieder ins Geleise...

Meine Vorsätze waren gut. Aber von einem Tag auf den andern bekam Eva mehr Gewalt über mich. Ich versteckte mich, um auf Augenblicke meine Herzenslust büßen und ihren jungen, schönen Wuchs betrachten zu können, ihre Zöpfe, ihre blanken Arme, ihre Sonntagsaugen.

Eines Abends, wir hatten ebey den letzten Wagen Heu abgeladen, stand ich unter dem breiten Nußbaum am Brunnen, um mich abzukühlen. Da sah ich ein schönes Bild im Wasser, ich schielte ein wenig seitwärts, die Eva stand hinter mir. Sie steckte die gelben Zöpfe auf, die ihr bei der Arbeit herabgefallen waren. Hierauf trat sie an den Brunnenstock, ließ sich Wasser in die hohle Hand rinnen und trank daraus. Unwillkürlich sah ich mich um und bemerkte, daß die Bretterwand, mit der ich den Brunnen auf zwei Seiten eingefaßt hatte um das Vieh beim Tränken vor dem Winde zu schützen, gegen das Haus zu eine Hütte für uns bildete. Da kreuzte ich die Arme über die Brust, wartete, bis sie sich vom Brunnen abwandte, und sagte mit erzwungener Fröhlichkeit, denn ich fürchtete mich vor mir selber: „So — nun ist der Scherz vorbei. Ich wünsch' mir nie einen leichteren Heuet. Geschafft haben wir, das ist wahr."

„Ja, Ihr solltet noch einmal zwanzig werden, Meister", entgegnete sie unbefangen. Es war mir aber doch, als ob ein rascher Blick aus ihren Augen die schützende Wand gestreift hätte...

Da fing ich an gedämpft zu reden: „Zwanzig — ja! Das wird man um dich, du..." Es kochte in mir, wie wenn eine Welle warmen Blutes plötzlich die Adern geschwellt hätte. In diesem Augenblick — es war nicht der Teufel, der das tat, ich hatte ganz helle und gute Gedanken — in diesem Augenblick legte ich meinen Arm um ihren Hals, zog sie an mich und küßte sie auf den Mund: einmal — zweimal — auf die Wangen, auf die Stirne. Sie ließ es leicht abwehrend geschehen. „So, so! Es ist jetzt schon genug!"

„Ich wollte dir nur zeigen, wie alt ich bin", sagte ich leise. „Und nun gehst du ja bald fort", fügte ich wie zur Entschuldigung hinzu. Dann ging ich mit einem schnellen Entschlusse von ihr weg und ins Haus hinein. Wie im Rausche schwankte ich durch die Stube, durch die Küche. Ich wollte meine Frau aufsuchen und ihr sagen, daß dieses Mädchen aus dem Hause müsse. Sie solle es ihr befehlen und ihr den Lohn geben. Es sei mir daran gelegen.

Da ich Justine nicht gleich fand, nahm ich mir vor, es dann am Abend mit ihr auszumachen. Ich nahm eine Sense vom Nagel und ging Grünfutter mähen. Als ich nach einer Stunde heimkam und in die Stube trat, war ich nicht wenig erstaunt, daß Eva statt meiner Frau das Abendessen auftrug. Sie berichtete, daß die Meisterin und meine Tochter, die Rosa, noch in die Stadt gefahren seien.

Ich erschrak heimlich, tat aber gelassen und schwatzte mit den Mähdern, die am Morgen abreisen wollten. Nach dem Essen stieg ich in die hintere Kammer hinauf. Ich mußte Gewißheit haben. Wirklich — wenn man am äußersten Fenster stand, konnte man über die Bretterwand weg auf den Brunnenplatz sehen.

Ich saß lange auf dem alten Lehnstuhl, der schon meinen Vater und meinen Großvater getragen hatte. Es war mir nicht leicht. Was würden die zwei jetzt zu mir sagen?

Da sah ich ein zusammengefaltetes Blatt Papier auf dem Tische liegen. Es enthielt folgende Bleistiftnotiz von Justine: „Das Fuhrwerk lassen wir beim Brückenwirt. Und das Schwabenmenschi wird dir den Hausstand schon führen."

Ihr könnt es mir glauben, ich habe in jener Nacht wenig geschlafen. Einmal sagte der Teufel mir etwas ins Ohr. Aber er hatte jetzt keine Macht über mich. Ein Entschluß, der in mir reif wurde, beruhigte mich nach und nach. Ich wollte der Heuerin am Morgen den Lohn geben und dann sogleich nach Meiningen hinausfahren; meine Frau konnte sich mit Rosa kaum anderswohin gewandt haben; sie hatte dort einen Bruder, der ein Gasthaus betrieb.

Beide sollten sofort heimkommen. Kein Mensch sollte merken, daß auf dem Ristenhof einmal etwas nicht in Ordnung gewesen war.

Nach dem Morgenessen, das Eva bereitet hatte, rechnete ich mit den Heuern aus, worauf sich diese schmunzelnd für das nächste Jahr empfahlen.

Und nun sollte Eva an die Reihe kommen.

Sie hatte das Geschirr blank gemacht und stand unter der Küchentüre. „Nun muß ich wohl auch gehen", sagte sie und wurde ein wenig rot. „Freilich, wenn Arbeit da ist, wäre ich lieber erst am Sonntag mit den andern Mädchen heimgefahren." Und nun konnte sie mich ganz frei ansehen, wie wenn nie etwas geschehen wäre.

Norden erteilt. Sowohl auf chinesischer wie auf japanischer Seite sind die **Kriegsvorbereitungen** in vollem Gang und man gewärtigt den baldigen Zusammenstoß.

Unterdessen behandelt in Genf die **Mandatskommission** des **Völkerbundes** den britischen Teilungsplan Palästinas. Der englische Kolonialminister Ormsby-Gore vertritt in eigener Person die Auffassung der britischen Regierung. Die Mandatkommission genießt ein großes Ansehen, sie wird nicht nur den vorliegenden Teilungsplan behandeln, sondern überhaupt dem Problem in seiner ganzen Tiefe nachgehen. Möglich, daß sie vielleicht zu andern Lösungsvorschlägen kommt, denn vielleicht veranlaßt der rigorose Teilungsplan Juden und Araber doch, sich zu verständigen.

Von besonderm Interesse in diesem Zusammenhang ist der gegenwärtig in Zürich stattfindende **20. Zionistische Kongreß**, der Antwort zu geben hat auf die Frage: Wollt ihr Juden den Judenstaat? Die zionistische Organisation, sagte Dr. Weiß man in seiner Eröffnungsrede, bestreite durchaus, daß das Mandat undurchführbar sei. Die Palästinakommission sei auf eine durch 6 Monate Terror vergiftete Stimmung gestoßen, die ein wirksames Eingreifen der Regierung hätte ersticken können. Nicht das Mandat habe bankerott gemacht, sondern die unentschlossene Verwaltung. Ormsby-Gore sandte an Dr. Weißzmann ein Schreiben, er und seine Kollegen würden die Ergebnisse des wichtigen Kongresses mit größtem Interesse studieren.

---

werbstätigkeit ausübt, die mehr als die Hälfte der üblichen Arbeitszeit in Anspruch nimmt oder mehr als 2500 Franken im Jahr einträgt; ... Ein Beamter, Angestellter oder Arbeiter, dessen Ehegatte auf seine mit dem Dienstverhältnis unvereinbare Tätigkeit nicht verzichten will, wird seines Amtes verlustig erklärt."

Für diese Bestimmung vermag der Regierungsbericht keine positiven Begründungen anzugeben; es sei denn, daß man die oben angeführten Erklärungen als solche bewerte. Dagegen wird offen zugegeben, daß „die Grenze des Zulässigen überschritten wird, wenn auch für die mit einem öffentlichen Bediensteten verheiratete Frau Sonderregeln aufgestellt werden; denn durch die Heirat tritt die Frau keineswegs selber in das öffentliche Leben ein." „Die Bekämpfung des Doppelverdienertums im allgemeinen erscheint", sogar dem Basler Regierungsrat selber, „als ungerechtfertigt, solange keine Rechtsgrundsätze das Maß des zulässigen Erwerbs überhaupt beschränken. Weshalb soll es dem einen zum Vorwurf gereichen, daß er neben seiner hauptsächlichen Erwerbstätigkeit noch eine andere ausübt und so Fr. 5000.— — statt nur Fr. 4000.— — verdient, wenn der andere mit einer und derselben Tätigkeit unbeanstandet Fr. 20,000.— und mehr verdienen darf? Weshalb soll von zwei Ehegatten nur einer erwerbstätig sein dürfen, wenn ein Lediger weit mehr verdienen darf als den Betrag, der den Gatten erreichbar wäre?"

Aus einer dem Bericht beigefügten Zusammenstellung geht hervor, daß von den 248 (das sind 1,5 bis 2 Prozent sämtlicher Frauen von Staatsangestellten) von diesem Gesetz betroffenen Frauen nur 29 mehr als Fr. 3000.— pro Jahr verdienen. Eine entsprechende Zusammenstellung über den Nebenerwerb der Staatsangestellten selber wurde leider nicht veröffentlicht — hätte vielleicht ein Vergleich zeigen können, daß auch bei den Frauen „die Sache doch nicht wichtig genug ist, um den Erlaß von gesetzlichen Vorschriften zu rechtfertigen???" Unter Umständen wird eine solche Vorschrift dem Staate nicht nur nichts nützen, sondern ihn sogar schädigen; denn „von den Begründungen, die auf den Formularen für die Nebentätigkeit des Ehegatten gegeben worden sind, steht weit im Vordergrund die Belastung durch Unterhalts- und Unterstützungspflichten; es wird die Notwendigkeit hervorgehoben, Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen, die Anstaltskosten für Versorgungsbedürftige zu bestreiten oder für den Unterhalt alter Eltern zu sorgen." Da nach Art. 328 des Schweiz. Zivilgesetzbuches der Ehemann den Verwandten seiner Frau gegenüber nicht unterstützungspflichtig ist, wird ein Verbot des Frauenerwerbs in gewissen Fällen dem Staate selber Unterstützungs- oder Versorgungskosten aufbürden.

Gegen seinen eigenen Gesetzesentwurf erhebt der Regierungsrat folgende rechtliche Bedenken:

„Die Bundesverfassung will verhindern, daß dem einzelnen durch staatliche Normen verwehrt werde, durch seine Arbeit seinen Unterhalt zu gewinnen.... Es darf aber kein Bürger von der Verwertung seiner Arbeitskraft ausgeschlossen werden, und zwar auch nicht unter dem Gesichtspunkt, daß er Arbeitsertrag nicht nötig habe... Der Satz, daß eine Frau keine Erwerbstätigkeit ausüben dürfe, wenn ihr Ehemann ein Gewerbe ausübe oder eine feste Anstellung habe, oder daß der Mann sich des Erwerbs zu enthalten habe, wenn sich seine Frau in der bezeichneten Lage befinde, wäre mit der verfassungsmäßigen Garantie offensichtlich von Grund aus unvereinbar. Diese Garantie besteht zugunsten jeder einzelnen Person; es ist unzulässig, die durch die Ehe verbundenen Personen in bezug auf ihre Erwerbstätigkeit als eine Einheit zu behandeln. Dies wird durch die erwähnte Vorschrift des Zivilgesetzbuches (Artikel 167) außer Zweifel gesetzt, soweit es sich um Ehefrauen handelt. Weil die Frau als Einzelperson der verfassungsmäßigen Freiheit teilhaftig ist, darf ihr auch der Ehemann Berufstätigkeit nicht unter Berufung auf seine durch die Ehe begründeten Ansprüche verwehren, vielmehr kann er unter bestimmten Voraussetzungen vom Richter angehalten werden, sie zuzulassen. Wo diese Voraussetzungen gegeben sind, würde ein kantonales Verbot auch dem Zivilgesetzbuch widersprechen. Denn ein bundesrechtlich geschütztes Interesse kann nicht durch kantonales Recht schutzlos gemacht werden."

In einer Eingabe an den Großen Rat, die auch dem Regierungsrat zugestellt wurde, hat der Basler Frauenstimmrechtsverein gegen Initiative und Gegenentwurf protestiert. In enger Verbindung mit den Einwänden des Regierungsrates selber wurde auch der „Frauenstandpunkt" klar dargelegt und begründet. Daß wir Frauen durch den Kampf gegen das Doppelverdienertum nicht nur unsere eigenen Interessen, sondern auch höhere allgemeine Werte bedroht sehen, geht aus folgendem Abschnitt unserer Eingabe deutlich hervor:

„Die Frau des Staatsbeamten steht in keinem anderen Verhältnis zum Staate als jeder andere Bürger auch. Nimmt ihr der Staat auf Grund eines Ausnahmegesetzes die Möglichkeit, ihre Arbeitskraft zu verwerten, so gibt er damit seine demokratische Grundlage auf. Er wird zum Polizeistaat, der das private Verhalten vorschreibt. Eine derartige Staatsauffassung ist unschweizerisch."

F. G.

Warum müssen die Frauen an der internationalen Zusammenarbeit festhalten?

Von E. Zellweger.

I.

Das ist eine Frage, die wir uns heute wohl stellen können und müssen. Denn der Internationalismus steht heute, da jedes Land sich mehr und mehr auf sich selbst zurückzieht, nirgends hoch im Kurs, und viele Leute, nicht nur Frauen, tun sich sehr viel darauf zugute, daß sie diesen Rummel, diese Mode, wie sie sagen, nie mitgemacht haben. Wer also der Meinung ist, daß heute, gerade heute, zu vielleicht heute mehr als je internationale Zusammenarbeit, internationale Solidarität nötig sei und daß es eines der bedenklichsten Symptome unserer Tage sei, daß jedes Land sich so sehr auf sich selbst zurückziehe, der muß gute Gründe dafür geltend machen. Leider wird ja heute in unseren Frauenverbänden weitgehend ein extremer Nationalismus gepflegt und verteidigt. Nur ist eines gewiß, nämlich, daß wenn wir keine internationalen Frauenverbände hätten, wir heute solche gründen müßten und daß wir Frauen uns um keinen Preis von der internationalen Zusammenarbeit abbringen lassen dürfen. Und sicher wird niemand eine schlechtere Schweizerin durch die internationale Arbeit, wohl aber eine kritischere, weil man dann sieht, daß jenseits der Grenzen auch Menschen wohnen, die arbeiten, und daß wir — und damit meine ich nun keineswegs nur uns Frauen, ja diese vielleicht erst in zweiter Linie — sehr geneigt sind, uns als Herz Europas zu betrachten und uns als Musterland zu überschätzen und zu meinen, wir seien doch eigentlich besonders kluge fortschrittliche Menschen. Internationale Arbeit ist geeignet, uns Bescheidenheit zu lehren.

Gerade die Friedensfrage wird sich nie national lösen lassen. Wie fängt denn ein Krieg an? Dadurch, daß man nicht mehr miteinander reden kann von Land zu Land, daß man die diplomatischen Beziehungen abbricht, indem man die Gesandten abberuft. Was aber wollen wir Frauen anderes als miteinander reden von Land zu Land, einmal bei diesen, einmal bei jenen zu Gaste sein, um sie kennen zu lernen in ihrer Heimat, in ihrer Eigenart. Wenn wir aber bei einem Volke zu Gaste waren, dann wird es uns nicht mehr fremd sein, denn habe ich einmal bei jemandem Gastfreundschaft genossen, so sind die Leute irgendwie meine Freunde geworden. Und zu einem Lande, in dem ich Freunde habe, habe ich Beziehungen; sein Schicksal kann mir also nicht mehr gleichgültig sein, mich nicht mehr kalt lassen, denn in allen Ländern leben mir ja nun Freunde, für die ich bange, die ich wiedersehen möchte; leben Mütter, die Söhne haben, die durch den Krieg in Gefahr kommen, leben Kinder, deren Väter ihm zum Opfer fallen können.

Ich weiß ja wohl, daß auch Brüder sich oft nicht verstehen und sich fremd sind. Ich weiß auch, daß alle die internationalen Organisationen den Krieg nicht haben aufhalten können, wir Frauen schon gar nicht. Aber ich habe es während der Kriegszeit als beglückend empfunden, wenn ich Briefe zwischen Freunden feindlicher Länder vermitteln durfte, wenn ich sah, daß die internationalen Bande doch irgendwie hielten und daß gerade die internationalen Organisationen doch dann nachher dazu beitragen durften, die zerrissenen Fäden wieder neu zu knüpfen.

Wer von uns anno 1920 am Kongreß des Internationalen Weltbundes für Frauenstimmrecht in Genf teilgenommen hat, der wird sich erinnern, wie dort gearbeitet, ja gerungen wurde um das gegenseitige Sich-wieder-die-Hand-drücken-können.

Wir können uns noch so sehr für den Frieden anstrengen, können die schönsten Reden darüber halten und können Kommissionen gründen: solange wir aber nur das eigene Land sehen, und nur seine Interessen wahren, hilft das alles nichts, wir bleiben im unvernünftigen Nationalismus stecken. Wir sind dann ganz überzeugt, daß das Recht ganz auf unserer Seite ist, daß man die Sache nur so ansehen kann, wie wir sie ansehen, weil wir ja die Ansichten der andern nicht kennen und nicht kennen wollen.

Daß jeder und jede eigene Ideen über den Frieden und über das, was den Frieden fördert, hat, ist ihr gutes Recht, ich habe auch meine Ideen und muß offen gestehen, daß ich an keine der Friedensideologien glaube, an keine Friedenskommissionen, solange sie nur national orientiert sind. Ja, solche Ideologien scheinen mir gefährlich, weil sie uns in eine falsche Sicherheit wiegen, weil sie ein viel zu einfaches Denken voraussetzen. Wenn, ja wenn, heißt es da, wenn alle Frauen, die guten Willens sind, wenn die Jugend, wenn wir, ja wenn, wenn, wenn. Aber die Voraussetzungen eines solchen „wenn" sind eben nicht vorhanden. Wir Menschen sind eben nicht gut, wie manche unter uns trotz allen gegenteiligen Erfahrungen immer noch zu glauben scheinen; wir sind nicht unabhängig, sondern sind verstrickt in unsere Dämonien, in unsere Menschlichkeiten. Und der überstiegene Nationalismus ist nicht die geringste der Dämonien. Wir alle sind in Gefahr, aus dem Vaterlande, aus der Liebe zu diesem Vaterlande, ja aus dem Frieden selbst einen Götzen zu machen, an das Vaterland, an den Frieden zu glauben. Wir glauben an den Frieden und wir glauben an die Güte des Menschen, wir glauben an die Demokratie und bekennen uns zu ihr, wir glauben an Dinge, an die man einfach nicht in dieser Weise glauben soll und darf und kann, die zum Götzen werden, wenn wir daran glauben.

Ich glaube aber auch nicht an die friedenerhaltende Kraft des Internationalismus. Wenn ich doch intensiv international arbeite, so geschieht es darum, weil mir scheint, daß er ein ebensogutes, wenn nicht besseres Friedensinstrument sei als manches andere. Jeder Mensch ist ja geneigt, seine Friedensidee für die einzig richtige und mögliche zu halten; auf einem internationalen Kongreß, an dem auch über den Frieden geredet wird, muß man wenigstens einmal die Ansicht der anderen anhören, was schon etwas Gutes ist, auch wenn uns diese Ansicht verkehrt scheint. Lernt man nicht immer am meisten von dem, was man nicht gleich ansieht, weil man sich dann ernstlich fragen muß: Warum kannst du diese Ansicht nicht teilen?

Eines allerdings wird bei wiederholtem Besuch internationaler Kongresse unvermeidlich sein: wir bekommen eine andere Einstellung zum eigenen Lande, wir können nicht mehr so unbedingt annehmen, daß wir es besonders weit gebracht haben, wozu wir Schweizer in manchen Dingen so sehr geneigt sind. Aber nicht wir allein. Andere Länder sagen wie wir: wir in .... und dann kommt irgend etwas, was scheinbar noch nirgends getan wird, was dann ein anderes Land veranlaßt, zu sagen, daß bei ihm alles noch viel feiner und vollkommener ist.

Manche Leute ziehen es deshalb vor, nicht mehr an internationale Tagungen zu gehen, und lehnen alles ab, was anders ist als bei uns. Gar viele stießen sich auch daran, daß man sich bei solchen internationalen Tagungen nicht auf die Sitzungen beschränkt, sondern auch öfters gesellig zusammenkommt. Mir schrieb vor nicht allzulanger Zeit eine Frau, und zwar nicht nur als ihre Privatmeinung, sondern als Meinung einer Gruppe von Frauen: „Das Vergnügen nimmt im IFB. fast mehr Raum ein als die Arbeit, wir aber wollen arbeiten." Ich gestehe, daß ich an diesen Zusammenkünften hänge und sie für mindestens ebenso wichtig halte wie die Verhandlungen.

Tatsache ist, daß man zur Not das, was man verhandelt, nachher lesen kann in den verschiedenen Protokollen und Berichten, daß aber nichts uns den so wichtigen persönlichen Kontakt, der fast nur beim persönlichen Zusammensein gewonnen wird, ersetzen kann. Deshalb benützt man so gerne die Sonntage zu gemeinsamen Ausflügen. So war es in Kalkutta und so war es in Dubrovnik. Beide Male brachten wir einige Stunden zusammen auf einem Schiffe zu und beide Male habe ich von da das Wertvollste mitgebracht, was ich überhaupt vom Kongreß hatte. Denn beide Male fand ich Menschen, die auf demselben Wege wanderten wie ich, mit denen ich in ein Gespräch kam, das mir unvergeßlich bleibt. In Kalkutta traf ich auf dem Schiffe, auf dem wir den Ganges hinaufuhren, zur Ramakrischnamission, eine hochgestellte indische Frau, die einzige eingeborene Christin, die ich näher kennen lernte, was während der Sitzungen nie möglich gewesen wäre, und auf dem jugoslawischen Schiffe, das uns nach Kotor führte, von wo aus wir in Autos das Schlößchen Milocer aufsuchten, in dem die Königin uns empfing, kam ich unversehens mit einer Holländerin ins Gespräch, das in die letzten Tiefen führte.

Ein Engländer erzählt, daß er, wo er auch hingehe, sich nach Leuten umsehe, die gleich ihm Wanderer nach der ewigen Stadt seien und daß, wenn er solche finde, er sich glücklich sage: Auch du gehörst in die Stadt. Und die schönsten Erinnerungen sind diese Begegnungen mit solchen Mitwanderern und -bürgern.

„Abschluß der Bauperiode"

„Den Freunden unserer Anstalt darf der Jahresbericht 1936 den glücklichen Abschluß der Bauperiode melden" — mit diesen Worten beginnt der Jahresbericht 1936 der schweize-

---

Es kochte wieder in mir. Jemand, den ich nicht sah, schrie mich heftig an: So! Also so einer willst du werden? — Aber der Tisch, an dem ich saß und an dem ich mich mit beiden Händen festhielt, sagte zu mir: Hier wird sie sitzen, neben dir! Und kein Mensch in der Stube, kein Mensch im Hause, als du und sie!...

Ich sah mich unsicher nach Eva um. Zu meinem Staunen hatte sie ein Lächeln auf den Lippen.

„Ihr glaubt gewiß, ich fürchte mich jetzt vor Euch. O nein, das war doch nur ein Scherz. Und wir wissen ja beide, daß so etwas nicht geht."

Ich getraute mich nicht, die Augen zu erheben. „Wir beide..." Das klang so sonderbar. Als ob sie sagen wollte: Das Liebhaben wäre ja schon hübsch...

„Ja, ja, es geht nicht", sagte ich, mich plötzlich auftraffend. „Aber es ist mir doch recht, wenn Ihr noch ein paar Tage da seid. Bis meine Leute vom Besuch beim Schwager zurück sind", log ich hinzu.

So bin ich zu einer Haushälterin gekommen. Ich will es ehrlich bekennen, ich ging mit freudigem Herzen umher und sah den kommenden Tagen wie einem Wunder entgegen. Und doch — als ich gegen Mittag mit der Hacke auf dem Rücken durchs Dorf schritt, meinte ich, die Kinder auf der Straße müßten es schon wissen, was mit mir sei und daß ich nun nicht mehr zu den rechten Leuten gehöre.

Beim Essen waren wir allein; der Knecht feierte die Heuerletzi im Wirtshause. Eva war still und tat scheu wie eine Magd. Auch ich konnte nicht reden; ich kaute Worte im Mund und war verlegener als ein Kiltgänger, der in einem fremden Hause sitzt und nicht weiß, ob man ihn gern oder ungern kommen sah. Ich habe mich nachher oft gefragt, ob denn jemand zwischen uns gesessen habe. Nein. Aber Eva hatte an jenem Mittag etwas in den Augen, das ich vorher nicht gesehen. Als sie nach dem Essen schnell nach ihrer Kammer ging, hörte ich, wie sie behutsam den Riegel vorschob...

Am Abend, als ich vom Kleemähen heimkam, zwang es mich, leise in die Küche zu treten. Ich hatte mich bereits in einen hartnäckigen Groll gegen meine Frau hineingeredet, von der ich jetzt wußte, daß sie in Meningen bei ihrem Bruder war. Wenn sie den Kopf nicht brach, so sollte alles gehen, wie es konnte und mochte!

Eva stand am Herd und sah sich nach mir um. Das Fremde zwischen uns war jetzt weg, ihr Blick war offen und sagte etwas Liebes zu mir. Augenblicklich kam es wieder über mich, daß ich nicht von ihr lassen konnte. Ich faßte mit meinen Händen ihren weichen Arm und ihre Schulter und machte, daß sie sich gegen mich wenden mußte.

„Eva — sieh mich an — — du! Du hast so liebe Augen..."

Sie lächelte hellen Blickes zu mir auf mit leicht geöffneten Lippen, den Kopf etwas zurückgelegt. „Hab' ich? So küßt mich noch einmal! Uebermorgen ist ja Sonntag."

Da zog ich sie neben mich auf die Herdbank nieder und küßte und liebkoste sie nach Herzenslust. Und ich fühlte, daß sie ein Weib war und daß sie mir ihre jungen Lippen nicht versagte.

Plötzlich richtete sie sich auf und stand abwehrend neben mir. „Nun muß es aber aus sein", sagte sie mit großer Bestimmtheit. „Es ist ein Unrecht dabei. Gebt mir den Lohn, ich will fort." Sie stieg raschen Schrittes in ihre Kammer hinauf. Schon nach einer Viertelstunde stand sie reisefertig in der Stube. Sie war ganz umgewandelt und tat sicher und entschlossen.

Ich zählte ihr den Lohn auf den Tisch und begleitete sie hinaus.

„Denkt Ihr nun schlecht von mir?" fragte sie leise, während sie mir von untersten Treppentritt aus die Hand bot. „Nein", sagte ich gedrückt. „Muß es denn sein, daß Ihr so schnell fortgeht?"

Sie besann sich ein wenig. Ich sah ihr an, daß sie Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten. „Ich hätte keinen Tag da bleiben sollen. Denn ich hab' es in der ersten Stunde gewußt, daß Ihr Euch meinetwegen Gewalt antun mußtet. Aber — mein Gott, ich hab' das ja so bitter gern erlebt! Halt, weil Ihr nicht seid wie viele andere Männer, die so plumpe Hände haben! Und so hungrige Augen..."

„Ich habe Euch von Anfang an für ein braves Mädchen gehalten", sagte ich aufrichtig.

Sie lächelte halb unter Tränen. „Das beim Brunnen — mich däucht, das war keine Sünde. Aber jetzt — —" Sie sah sich unsicher um. Mein Knecht torkelte eben vom Rebstock her heimzu und lallte von weitem, sie solle noch warten, er wolle ihr auch Adiö sagen. Sie rief in scherzendem Tone, den sie sogleich fand, er möge erst seinen Brand ausschlafen. Zu mir sagte sie ganz leise, ohne mich recht anzusehen: „Es ist wohl besser, daß ich jetzt gehe. Für das Lieblein dank' ich Euch." Damit wandte sie sich von mir weg. Ich trat wieder in die Stube, ohne recht zu wissen, was ich tat, und saß lange brütend am Tisch. Es war mir, als ob ein Riß durch mein Leben gegangen wäre. Ich kam so weit, daß ich daran dachte, ihr nachzulaufen. Da hörte ich ein Rind im Stalle brüllen, Das brachte mich zur Besinnung.

Am darauffolgenden Abend faßte ich den Beschluß, meiner Frau zu schreiben. Es konnte so nicht weitergehen; die Leute fingen an, nach ihr zu fragen. Ich kramte Papier und Tinte hervor, konnte aber keinen richtigen Brief zusammenbringen; schon die Anrede machte mir Kopfzerbrechen. „Liebe Justine!" — was mußte sie da denken?" — Plötzlich vernahm ich ein Geräusch hinter mir. Als ich aufschaute, stand meine Frau in der offenen Türe.

Ob ich schon fertig sei mit meiner Magd, fragte sie böse. Sie konnte sich aber nicht halten und fing herzbrechend zu weinen und zu schluchzen an. „Oh — daß ich noch so etwas erleben mußte!"

Auch mir kam das Wasser in die Augen. Ich ging auf sie zu und tat gut mit ihr; sie erbarmte mich im innersten Herzen. Es war traurig, daß ich so alles und alles hatte vergessen können. Sie hatte das mit ihrer Liebe und Treue nicht verdient. Für das andere konnte ich ja nichts; aber ich hätte mir mehr Gewalt antun müssen. — Ja, so etwas kann man nachher schon sagen...

Justine weinte lange wie ein Kind in meinen Armen. „Ach, ich hätte den Mut nicht gleich verlieren sollen!" brachte sie endlich unter Schluchzen hervor. „Ich glaube, daß nun ein Unglück geschehen ist."

Erst nach und nach erfuhr ich von ihr, was sie damit meinte. Am ersten Tage, da meine Frau und Rosa in Meningen weilten, fand im Gasthause ihres Bruders eine Hochzeit statt, und Rosa mußte beim Aufwarten mithelfen. Sie lernte da einen jungen Menschen kennen, einen Koch namens Bechler, dem sie von Stund' an anhing. Die Mutter wußte sogleich, daß es nicht gut war; aber sie konnte nichts dagegen tun. Auch daß sie den Kopf brach und mit dem Kinde heimkam; half nichts mehr; wir beide konnten weder mit Liebe noch mit Strenge etwas ausrichten. Es kam halt, wie es kommen mußte. Und die Mutter hatte nur zu gut gesehen, es war ein Unglück.

Als es zum Heiraten Zeit war, kaufte der Bechler, der keinen Rappen Ersparates hatte, Knall und Fall einen alten Gasthof in Guldenbach am See, und ich mußte helfen. Natürlich. Konnte ich nein sagen? Ich war ja schuld. Ein Bürgschein ist bald unterschrieben. Und vielleicht ging es doch. Die jungen Leute hatten große Pläne, wie sie das Haus, das früher auch gut gewesen sei, wieder in die Höhe bringen wollten. Besonders der Bechler prahlte immer, es komme einzig und allein auf die Persönlichkeit des Wirtes an. — Ja eben darauf kommt es an!...

Als ich nach etwa drei Monaten nach Guldenbach kam, wußte ich schon in der ersten halben Stunde, daß alles verloren war. Rosa weinte in der Küche, als wir allein waren. Der Karl gebe alles so schnell auf. Und es wäre doch ganz gut ohne Köchin gegangen, wenn er arbeiten wollte. Sie müsse auf jedes Bierlein acht geben: den Zins auf Mai bringe sie noch zuwege, wenn sie immer am Buffet sei und das Geld verstecke. Aber dann die Bierrechnungen! Und wenn erst die Kindbett komme!

Der Bechler saß verschlafen in der dunklen Gaststube und faßte mit Leuten, die ich nicht mit einem Stecklein berührt hätte. Er erklärte nachher großartig, man müsse sich eben populär machen; nichts schade einem Geschäft mehr, als wenn man sich nicht mit den Leuten abgebe. Und der Bierkonsum habe sich nun schon bedeutend gehoben. Die

rischen Pflegerinnenschule. Wir geben gerne einen Teil der interessanten Ausführungen hier wieder, wissend, wie herzlich allseitig das Mitfreuen an diesem schönen, gelungenen Werke ist:

„Es war ein spannender Moment, als der seit langem zurückgestaute Betrieb sich in die neuen Kanäle ergoß. Würden sich wohl die vielen hunderte von einzelnen Beschlüssen, die in den letzten fünf Jahren gefaßt worden waren, zusammenfügen zu einem zweckmäßigen Ganzen; die tausenderlei technischen Einzelheiten, die Ueberlegungen organisatorischer Natur, würden sie sich bewähren? Hatten wir nicht am Ende doch zu hoch gegriffen und eine Form geschaffen, die wir nicht mit Leben zu erfüllen vermöchten? Es hat Stunden gegeben, da uns selbst bange wurde vor solchen Fragen. Wie groß ist heute unsere Freude, da wir konstatieren dürfen, daß unsere Ueberlegungen, die man immer auf Erfahrungen aufzubauen trachtete, zu einem richtigen, zweckentsprechenden Resultat geführt haben. Nicht nur wickeln sich Spital- und Schulbetrieb nun reibungslos ab und bewähren sich die neuen Einrichtungen, auch der unerwartet rasche Zustrom von Patientinnen, der bis zum Jahresende schon die Krankenabteilungen zu füllen vermochte, hat die Berechtigung der Vergrößerung erwiesen.

Bekanntlich wurde im Jahre 1901 unter Führung von Frl. Dr. med. A. Heer und Frau Dr. med. M. Heim von einer kleinen Zahl zielbewußter Frauen die Schweiz. Pflegerinnenschule mit Frauenspital eröffnet als eine Stiftung des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins. Der Zweck der Anstalt war, sorgfältig geschulte, freie Kranken- und Kinderpflegerinnen heranzuziehen an einem von Frauen geleiteten, für leidende Frauen bestimmten Spital. Mit einer Bausumme von Fr. 521,000.— wurde das ursprüngliche Spitalgebäude erstellt, das zugleich den Schwestern Unterkunft bot. Unentwegter Glaube an das Gelingen und Einsatz der besten Kräfte überwanden nach und nach das anfänglich vorhandene Mißtrauen, füllten das Spital mit Patientinnen und öffneten auch den neu ausgebildeten Schwestern und Schülerinnen den Weg in eine wachsende Zahl kantonal-zürcherischer und außerkantonaler Krankenanstalten. 1906 schon wurden Pläne für ein eigenes Schwesternhaus studiert und dank dem Entgegenkommen der städtischen Behörden ein größeres Gelände zugekauft mit der Auflage, das Land nur zu gemeinnützigem Zwecke zu benützen. Damit war ein Areal von 12,000 Quadratmeter gesichert. Der Bezug des Schwesternhauses, 1908, entlastete das Spital, sodaß es in diesem Jahre 902 Erwachsene und 516 Kinder und Säuglinge mit 30,000 Verpflegungstagen aufnehmen konnte. Die in den Beruf hinausgetretenen freien Schwestern befestigten den Ruf der Anstalt als gute Ausbildungsstätte, sodaß an Neuanmeldungen für Kranken-, wie für Wochen-Säuglingspflege kein Mangel war. Das Anschwellen der Spitalfrequenz, 1925 39,000 Verpflegungstage, 1929 50,000 Verpflegungstage, führte in den folgenden Jahren zu keinen befriedigenden Lösungen der Raumfrage. Ein starker Mangel an Spitalbetten in Zürich überhaupt, ein gesteigerter Bedarf an gutem Pflegepersonal für Spital- und Privatpflege, die Veralterung und Abnützung der ursprünglichen Einrichtungen überzeugten im Jahre 1929 die Krankenpflege-Kommission von der Notwendigkeit, den unerträglich werdenden Verhältnissen ein Ende zu bereiten. Und zwar konnte dies nicht weiter durch Flickwerk geschehen wie bis anhin, sondern erforderte eine großzügige Lösung. Als feststand, daß auch die kantonalen Behörden unser Vorhaben begrüßten, und Unterstützung zusicherten, wurde der Architektenfirma Gebrüder Pfister BSA. der Auftrag erteilt, für die sorgfältig festgelegten Raum-Bedürfnisse Pläne auszuarbeiten. In weit mehr als 100 Sitzungen wurden in der Folge von den Frauen des Leitenden Ausschusses die Pläne zuerst im Großen und nachher bis in die kleinsten Details geprüft. In besonders intensiver Weise arbeiteten daran die Chefärztin, die Oberin und die Verwalterin, indem sie für alle Anordnungen den jeweiligen Arbeitsvorgang sich vergegenwärtigten und mit den in der Arbeit stehenden Aerzten, Schwestern und Angestellten besprachen. Diese wohl sehr zeitraubende und Kräfte beanspruchende Arbeitsweise hatte den großen Vorteil, daß während der Bauausführung keine wesentlichen Abänderungen notwendig wurden. Das gestellte Programm wurde von der bauleitenden Firma zu unserer vollsten Zufriedenheit erfüllt. Mit Freude und aufrichtiger Dankbarkeit gedenken wir des reibungslosen Zusammenarbeitens mit den Herren Pfister und ihren Mitarbeitern.

145 Patienten, 55 Säuglinge, 36 kranke Kinder finden heute Aufnahme in hygienisch vorbildlich ausgestatteten freundlichen Zimmern, zirka 200 Schülerinnen, Schwestern und Angestellte sind in wohnlichen Einer- und Zweierzimmern untergebracht. Ein Haushalt von 350 Köpfen wird von einer neuen und zweckmäßig eingerichteten Küche aus verköstigt. Operationssäle, Geburtenzimmer, Röntgeneinrichtungen, Untersuchungs- und Sprechzimmer, Laboratorien, therapeutische Bäderabteilung entsprechen jetzt den neuzeitlichen Anforderungen der Medizin. Helle Lehrzimmer, sonnendurchflutete Wohnräume und ein stiller, vom übrigen Verkehr abgeschiedener Schwesterngarten geben dem Schwesternleben einen warmen, fröhlichen Ton als Ausgleich zu der oft allzu anstrengenden und ernsten Berufsarbeit.

In den der Einweihungsfeier am 8. September 1936 folgenden Wochen strömten zur Besichtigung ungefähr 6500 Menschen durch die Gebäude — mit uns die Freude teilend an dem wohlgelungenen Werk."

Interessiert Sie das?

Der tägliche Wasserverbrauch in Zürich beträgt durchschnittlich 100,000 Kubikmeter, also ca. 300 Liter pro Tag und Person; im Sommer steigt der Verbrauch täglich per Kopf bis auf

470 Liter!

Darin sind natürlich inbegriffen Trink- und Gebrauchswasser.

Das Abwasser der Stadt mit ihren rund 320,000 Einwohnern geht durch ein Kanalnetz von total 376,000 Meter, um schließlich gereinigt in die Limmat abzufließen.

Eine seltene Laufbahn findet ihren Abschluß

Ein seltenes Wirken hat kürzlich seinen Abschluß gefunden. Frl. Mathilde Pfenninger, Leiterin der Volksversicherung der Schweiz. Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich, ist nach 43 Jahren strenger, freudig erfüllter Arbeit zurückgetreten. Mit einer ungewöhnlichen Hingabe an das einmal erwählte Wirkungsfeld hat die energische, verständige Frau das Unternehmen aus kleinen Anfängen her bis zu voller Entfaltung mitbetreut und einer großen Anzahl weiblicher Angestellten das Leben leichter und inhaltsreicher gestaltet, geschätzt auch vor allem durch die echt menschliche Fürsorge für alle.

Am 1. Mai 1894 in die Dienste dieser Anstalt getreten als Vorsteherin der damals eröffneten Abteilung Volksversicherung, einer Schöpfung des unvergeßlichen Direktors Emil Frey, hat sie diese Stellung all die Jahre hindurch mit großer Auszeichnung versehen. Das stetig anwachsende Personal ihrer zentralen Verwaltung, das bis vor einem Jahr ausschließlich weiblichen Geschlechts war, hat sie musterhaft geleitet und in der Anleitung des jungen Nachwuchses Vorbildliches geleistet. Die Volksversicherung der Rentenanstalt trägt Züge persönlicher Prägung ihrer langjährigen Vorsteherin. Aufsichtsrat und Direktion haben die Verdienste der Zurücktretenden warm gewürdigt.

Frl. Pfenninger war seinerzeit Präsidentin der Union für Frauenbestrebungen und deren Ehrenmitglied, außerdem arbeitet sie auch in der Frauenkommission des Lebensmittelvereins Zürich intensiv mit.

Auswanderung — auch eine Frauenfrage

Der Bundesrat hat, wie die Presse meldet, dieser Tage Kenntnis genommen von der Unterzeichnung eines Auswanderungsvertrages zwischen der Schweiz und Argentinien. Da mag es interessieren, von einem Vortrag resp. von einem Film zu vernehmen, den Herr Pfr. Buchli aus Rio Grande do Sul kürzlich im Glockenhof vorführte, aus dem so recht hervorgeht, wie sehr das Ergehen eines Auswanderers in seiner neuen Heimat auch von der Frau abhängig ist und was ihrer, der Auswandererfrau, an Pflichten, an Segnungen und Härten des neuen Daseins warten kann. Der Vortragende, Leiter des Siedlungsdienstes der sog. Rio Grande-Synode, sprach aus jahrzehntelangen Erfahrungen als Seelsorger und Berater von Kolonisten der Uruguay-Zone von Rio Grande do Sul. Seine Ausführungen müssen als für Auswanderer außerordentlich wertvoll anerkannt werden, weil sie eben von einem Manne stammen, der das Kolonistenleben aus tausendfachen Beobachtungen kennt und lange das Leben mit den Kolonisten geteilt hat.

Natürlich befinden sich die Siedelungen Brasiliens im Landesinnern, in der Urwaldregion, nicht in der Nähe der großen Städte, und obwohl die ersten Siedelungen schon vor mehr als hundert Jahren von den Pionieren gerodet und erstellt wurden, so gilt es doch immer noch, sich eine neue Siedelung ebenfalls dem wuchernden Urwald abzuringen. Daß schon große Siedelungen in diesem Gebiet mit ungefähr europäischem, doch etwas wärmerem Klima bestehen, ist natürlich für die neu Ankommenden eine große Erleichterung, besonders dank der hilfreichen Aufnahme, die ihre Bewohner den Neulingen angedeihen lassen. So wird beispielsweise die neue Siedlerfamilie ins „Einwandererhaus" aufgenommen, bis sich ihr Oberhaupt sein „Landlos" ausgelesen hat, das er zu roden und zu bebauen für sich und seine Familie zur Heimat zu machen gedenkt. Der Mann kann also in Ruhe seinen ersten Pflichten nachgehen, seine Frau mit den Kindern inzwischen im Einwandererhaus verbleiben und sich mit den neuen Verhältnissen einigermaßen vertraut machen. Das wird ihr umso leichter fallen, als in der Zone von Rio Grande do Sul die meisten Siedler Deutsche oder Deutschbrasilianer (in den Siedelungen aufgewachsene Deutsche) sind, sie also sprachlich keine Schwierigkeiten hat. Schweizerische Kolonisten gibt es dort auch, aber mit diesen wenigen kann der großen Entfernungen wegen dann wohl erst später Bekanntschaft geschlossen werden.

Hat nun der Mann sein Landlos ausgelesen, so fängt er zunächst mit dem Fällen der Urwaldriesen an. Dazu bedarf er natürlich der Hilfe, er wird also Holzfäller anstellen. Große und wertvolle Baumstämme werden zum Fluß hinabgeschafft, durch den Holzhändler in die Zentren des Landes weiterbefördert und dort verkauft, sodaß da ein erster Erlös gefunden werden kann, wenn sämtliche Umstände günstig sind. Sind die größten Bäume gefällt, so wird das dichte Unterholz beseitigt, in der Hauptsache durch Verbrennen, und ist das Landlos soweit frei, so wird mit Säen, bzw. Samenstecken begonnen.

Das Wachstum der Pflanzen ist ein außerordentlich rasches, umso bälder ruft auch die Pflicht, die bäuerlichen Arbeiten aufzunehmen, sich für die Ernte und abermalige Saat bereit zu machen (denn manche Frucht reift zweimal im Jahr). Es muß also immer wieder Saatgut bereitgestellt und der Erntesegen eingebracht werden. Regenzeiten wieder verlangen besondere Arbeiten. Der Mann wird sich auch ein Haus bauen: mit Stämmen aus seinem Siedelungsgebiet, die Frau wird darauf sehen, daß es für die Wohn- und Arbeitszwecke möglichst praktisch eingeteilt werde, sie wird es nachher führen, sie wird Werkleute und Taglöhner ihres Mannes verköstigen, das Kleinvieh besorgen, in den Anfängen vielleicht auch das wenige Großvieh; sie wird darauf sehen, daß der große Bedarf an Werkkleidern — freilich zumeist nur Hemden und Hosen, weil das Klima nicht mehr verlangt — ihres Mannes und der mit heranwachsenden Söhne immer gedeckt ist (eine Nähmaschine wird das wichtigste Requisit sein, das sie sich in ihr Urwaldheim beschafft). Ein erstes Erfordernis ist wohl auch, daß die Milchgeschirre immer sauber gehalten sind, daß sie sich bei den Vor- und Nacharbeiten der Schweineschlachtung zu helfen weiß. Schweinezucht ist ein Hauptverwerbszweig, das Schweineschmalz wird in großen Blöcken zum Verkauf bereitgestellt.

Die Siedlersfrau soll aber auch von Wundpflege etwas verstehen, denn die schweren ländlichen Arbeiten verursachen manche Quetschung und Verwundung, Schwielen und Blasen gibt es für den ungewohnten Anfänger besonders gern, auch die Kinder fällt dies oder jenes Ungemach an, und ein Arzt ist nicht in der Nähe.

Bei der Betrachtung eines solchen Siedelungsfilms ist es unvorstellbar, wie ein Siedler, der es noch mit den kleinen Anfängen seines neuen Daseins zu tun hat, ohne die tüchtige Hilfe und den verständigen Helferwillen einer Frau vorwärtskommen soll. Er wird also gut tun, es sich vor seiner Ausreise zu überlegen, ob seine Gattin oder Braut den mannigfachen und oft harten Pflichten des Siedlerlebens in Urwaldgebieten gewachsen sein wird, ob sie vor allem auch genügend seelische Kraft und Mut und Willen besitzt und fortwährend aus ewigen Quellen zu schöpfen weiß, um das Urwalddasein und die Ferne der Heimat auszuhalten; ob sie dem Gatten eine willig hilfreiche Gefährtin und den Kindern eine frohe Mutter zu sein vermag. Wäre dieses alles mutmaßlich nicht der Fall, so sollte er sie nicht zur Versetzung in ein derart neues und ungewohntes Dasein beranlassen. Inmitten der dichten Urwaldgebiete wird sie auch Einsamkeiten ertragen müssen, wird zu Zeiten nichts als Wald, dichten Wald und unablässigen Regenschauer vor Augen haben — wird ihr Gemüt nicht zu sehr bedrückt werden davon, wird das Heimweh nach dem schönen, an Landschaften so abwechslungsreichen Land, das sie verließ, sie nicht verzehren?

Es ist kein Zufall, daß in dem berühmtesten Kolonialroman unserer Zeit, „Maria Chapdelaine" eine Frau die Hauptgestalt ist. Denn auf sie kommt es in der einsamen Kolonie an, auf ihren Helferwillen, ihre sorgende Pflege, die sich auf ihre Angehörigen wie auf die Haustiere und die Arbeitserzeugnisse erstrecken muß, auf ihr ausharrendes „dennoch" bei Fehlschlägen und Unglück, auf ihre Gesinnungstreue in der Einsamkeit und Kulturlosigkeit, während vielleicht die großen, glänzenden Städte in irgend einer Weise locken —. Maria Chapdelaine, die Kolonistenfrau einer jener alten, bitterkalten französischen Kolonien in Kanada hat alles ausgehalten, alle harte Arbeit, alles Leid, alle Entbehrungen und die Verlockungen eines leichteren Daseins in der Stadt. Sie hielt aus, in Treue zu den Ihren, aber auch in Treue zum Vaterland, das die Arbeit der Kolonisten zu seiner Versorgung mit Urprodukten nötig hat. Wahrlich: die Auswanderungsfrage ist auch eine Frauenfrage! -ler.

Aus der Fürsorge

Der Fürsorgedienst für Ausgewanderte
(Aide aux Emigrés)

versendet ein Merkblatt, das in knapper Form die wichtigsten Fragen nach Organisation und Zielsetzung dieser schweizerischen Zweigstelle eines internationalen Hilfswerkes beantwortet.

Laut dem Merkblatt übernimmt der Fürsorgedienst die Fürsorge und Beratung solcher Hilfsbedürftiger, deren Fall sich auf mindestens zwei Länder erstreckt und daher internationaler Maßnahmen bedarf. Die Regelung von Vormundschafts-, Unterstützungs- und

Steinfels

Kellnerin — es war zufällig die kurze, rundliche Apollonia mit den Sommersprossen — kannte mich noch und wußte mir einiges von Eva zu berichten. So ein arg hübsches Mädel, und dabei so unklug! Mit dem Bürgermeistersfohn habe sie sich versprochen, bald nach jenem Heuet. Aber von heute auf morgen, kein Mensch wisse warum, habe sie ihm nachher den Abschlag gegeben und sei Krankenschwester geworden.

Die Apollonia mußte uns verschiedene Sorten Wein zum Probieren aufstellen, wobei ihr der Bechler hin und wieder einen Klaps gab. Ich dachte bei mir: Wer wird da die Uerte aufbringen?

Ja, ja, die hab' ich bezahlt! Mit dem schönen Ristenhofe habe ich sie bezahlt. Was wollte ich machen? Dem Bechler sein Alter, der neben mir Bürge war, hätte keinen Rappen aufgebracht. Freilich, zu jener Zeit wäre ich für die Summe noch allein mächtig gewesen. Mein gesunder Bauernverstand riet mir: Laß fahren! Zahl den Bettel, es reibt dich nicht auf! Besser eine Beule als ein Loch! Der Hochmut aber sagte dagegen: Wer wird sich so an die Wand stellen! Ich half mit Geld und half wieder. Daneben prahlte ich laut beim Glase Wein im Rebstock, wie sich der Bechler im Guldenbach gut mache und wie meiner Tochter das Wirten wohl anstehe. Aber ich betrachtete es heimlich als ein Glück, daß Rosa im zweiten Wochenbette starb. Ihre Kinder waren beide tot zur Welt gekommen.

Nun wäre mich der Bechler nicht mehr viel angegangen. Aber ich hatte die Hand unterm Stein und konnte sie nicht mehr hervorziehen. Die Lumpenwirtschaft und der Ristenhof wurden nach und nach wie mit Stricken aneinandergekoppelt; was der eine aufbringen konnte, fraß die andere und noch mehr dazu. Und am Ende falliierte der Bechler hoch; ich mußte die Bürgschaftssumme bezahlen. Auch das brachte ich noch zuwege. Es braucht viel, bis sich ein Bauer aus seiner Stube weisen läßt. Noch acht Jahre treiben wir's: aber auf das Ende hin war es doch kein Leben mehr. Der Hausrat verpfändet, der letzte Schwanz Vieh im Stall dem Händler verschrieben, hinterm Spiegel immer drei, vier feurige Zettel* — härter kann einen der Teufel nicht reiten. Meine Frau wurde krank vor Müdigkeit und Zorn über die Menschen; denn wir waren verlassen und niemand hatte Nachsicht. Sie erlebte den bösen Tag nicht. Ich muß ihr noch im Grabe danken, sie hat mir nicht ein einziges Mal einen Vorwurf gemacht. Sie sagte nur: „Es ist uns halt so bestimmt gewesen ..."

Als die Angst über mich kam, als ich es von allen Seiten kommen sah wie ein hohes Wasser, dem man nicht entrinnen kann, da versuchte ich den Ristenhof zu verkaufen; es sollte wenigstens kein Geld an mir verloren gehen. Aber niemand gab mir ein rechtes Angebot. Ich bemerkte mit Schrecken, daß ich ein Lottergut feil hatte.

Was soll ich noch sagen? Ich bin mit allem fertig geworden. Am hintern Kammerfenster, wo man auf den Brunnenplatz sieht, habe ich zugeschaut, wie man meine Wagen und den Pflug und den Dengelstock vergantet hat. Der Weibel machte Späße. Als einer den wackligen Stoßkarren kaufte und beiseite schob, rief er ihm nach, er könne den Sali gleich auch dazu haben. Da lachte alles; auch mein Vetter, der Steffen-Felix von Grasrütti, hat gelacht; ich habe auf sein Gesicht acht gegeben. Und er hatte eine Stunde vorher zu mir gesagt, es tue ihm so weh wie mir selber. —

Am liebsten wäre ich weggegangen, in den Wald oder sonstwohin; ich habe auch Gedanken gehabt, die ich jetzt nicht sage. — Aber nein, ich mußte bei jedem Stücklein dabei sein, mußte sehen, wer es in die Hände nahm, wie alles auf die Seite getragen und angeschrieben wurde.

Mit sechzig Rappen in der Tasche bin ich nachts vom Ristenhof weggegangen. Mit den sechzig Rappen hatte ich einen alten harthölzernen Kalenderrahmen kaufen wollen, auf dessen Rückseite mein Großvater und mein Vater Jahrzahlen eingeritzt hatten. Aber der Käsler-Hans bot mir zuleid einen Franken. Er sagte zu mir, wer keinen Ofen habe, brauche auch kein Holz zum Setzen. Auch er brauchte nicht mehr viel: Zwei Wochen später hat ihn ein Stier getötet.

Die Leute lachen jetzt über mich, wenn ich Lose kaufe, um mich von der Armenpflege frei zu machen und meiner Frau einen Grabstein setzen zu können. Mit der Treue hätte sie allweg eher einen verdient als die Kistnerin, die neben ihr liegt. Ja."

Der Alte schwieg und sah trübe vor sich hin. Ich wußte kein Wort zu sagen und fing nachdenklich zu arbeiten an. Als er nach einer Weile den Heimweg antrat, kam es mir vor, er sei plötzlich viel älter und gebrechlicher geworden. —

Kurze Zeit nachher bemerkte ich, daß der Sali oft beim Essen fehlte. Der Sielzenbühler sagte, es gehe rasch bergab mit ihm, er werde im Heuet nicht mehr auf dem Scheunenbänklein sitzen. An einem Sonntagabend mußte ich zu ihm in die Kammer hinauf. Er saß im lederbeschlagenen Lehnstuhl, den ihm die Bäuerin hinaufgestellt hatte, und sah sich lächelnd nach mir um. „So, das ist schön, daß Ihr kommt", sagte er mit heiterer Ruhe; „ich will Euch jetzt ein Vermächtnis machen." Er nahm ein zerknittertes Zettelchen aus der Westentasche und bemühte sich, es auf dem Tische glatt zu streichen. Es war ein Los von irgend einer Kirchenbaulotterie; ich hatte zwei ähnliche in meinem Sackbuch liegen.

„Wenn dieses Los gewinnt", sagte er, „und ich glaube es ganz bestimmt, so ist das Geld Euer. Aber wenn es viel ist, so ... Ihr wißt ja schon, ich hätte meiner Frau gerne einen Grabstein setzen lassen. Einen schönen von Marmor und mit goldenen Buchstaben darauf. Hier auf der Rückseite des Loses habe ich die Nummer aufgeschrieben, die auf ihrem Grabtäfelchen steht. Könnt Ihr's lesen? Nummer 57." Ich versprach ihm, gut auf die Ziehung achtzuhaben und, wenn es möglich sei, seinen Wunsch zu erfüllen.

Kaum eine Woche später hielt der Leichenwagen vor dem Sielzenbühl. Einige ältere Bauern und Bäuerinnen gaben dem Risten-Sali das Geleite zum Kirchhof. Im Spätherbst, als die Ziehung war, kam sein Los mit einem Gewinn von drei Franken heraus. Ich legte noch einige Rappen dazu und kaufte zwei Rosenbäumchen. Eines davon pflanzte ich auf das Grab Nummer 57, das andere bekam der Sali.

So hatte er doch zum letzten Mal keine Niete gezogen.

* Zahlungsbefehle.

Eleonore Kalkowska †

Aus Bern kommt die überraschende Nachricht von dem plötzlichen Tode der bedeutenden polnischen Schriftstellerin Eleonore Kalkowska, der Frau des ehemaligen polnischen Gesandtschaftsattachés in Wien.

Die Verstorbene, die bei weitem größte Zahl ihrer Werke in der von ihr beherrschten und wie ihr eigenes Idiom geliebten deutschen Sprache geschrieben hat, gehörte zu den wenigen Frauen mit ausgesprochen dramatischem Talent und bühnensicherem Instinkt.

Selbst eine Kampfnatur, war sie eine überzeugte Kriegsgegnerin; ihre von edelstem Pathos getragenen Friedensgedichte legen beredtes Zeugnis dafür ab. Starkes, soziales Empfinden und ein an Fanatismus grenzendes Gerechtigkeitsgefühl ließen sie in ihren Werken zum berufenen Anwalt der Unterdrückten, vom Schicksal hart Bedrängten werden.

So richtete sich ihr 1929 im Berliner Volkstheater erfolgreich aufgeführtes Drama „Josef" gegen die Todesstrafe. Ihre 1932 ebenfalls in Berlin zur Darstellung gelangten „Zeitungsnotizen" offenbarten das Elend der vergeblich Arbeit Suchenden.

Ihr in blühender Sprache geschriebenes biblisches Drama „Kain", das Schauspiel „Die große Katharina" stellen sowohl darstellerisch als auch szenisch enorme Anforderungen, und es bleibt nur zu wünschen, daß sich über kurz oder lang ein Bühnenleiter der ebenso schwierigen als lohnenden Aufgabe, sie aufzuführen, unterziehen möge.

Eleonore Kalkowska hat ihr Lebenswerk nicht vollenden können; aber sie hat sich als Mensch und als Dichterin einen Platz unter den Besten ihres Volkes und weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus gesichert. L. M.

Erbschaftsfragen, Reisevorbereitungen, Beschaffung von Dokumenten, kinder- und jugendfürsorgerische Maßnahmen, sowie auch die Fürsorge für Flüchtlinge und Heimatlose stehen im Mittelpunkt der Tätigkeit. Außerdem macht sich der Fürsorgedienst das Studium der Ursachen und Erscheinungsformen der internationalen Wanderung und Förderung aller Bestrebungen, die das Los der Auswanderer zu verbessern suchen, zur Aufgabe. Politisch und konfessionell neutral, stellt die Organisation ihre Dienste jedermann kostenlos zur Verfügung.

Das Merkblatt, auch Beispiele aus der täglichen Praxis enthaltend, kann beim „Fürsorgedienst für Ausgewanderte", Palais Wilson, 52, Rue des Pâquis, Genf, bezogen werden. Tel. 23.213. Postcheck I. 5490. (Einges.)

Hilfe für Gebrechliche.

Erfreuliche Fortschritte sind im Jahresbericht* der Schweizer. Vereinigung für Anormale, Pro Infirmis, verzeichnet. Zum erstenmal konnte 1936 die Kartenaktion in der gesamten Schweiz durchgeführt werden. Der Reingewinn, der 1936 unter die lokalen, kantonalen und schweizerischen Hilfswerke verteilt wurde, beliefe sich auf

Fr. 295,000.

Eine erhebliche Summe, wenn man bedenkt, daß der größte Teil der Gaben aus den Kreisen des arbeitenden Volkes kommt! — Dank dem guten Resultat konnten zu den fünf bereits bestehenden Fürsorgestellen für Anormale im Berichtsjahr noch drei neue eröffnet werden für die Kantone Luzern-Unterwalden, Uri-Schwyz und Tessin. Die Fürsorgerinnen betreuten 1936

über 1000 Schützlinge

und vermittelten diesen Beiträge von ca. 60,000 Franken. Dabei erstreckte sich die Hilfe in erster Linie auf Vermittlung von Spezialuntersuchungen, Beschaffung von Medikamenten, orthopädischen Apparaten, Hörapparaten etc., Unterbringung in Heimen und Anstalten, Versetzung in Sonderklassen, Hilfe bei Stellensuche und Arbeit. —

Zur Kennzeichnung der Arbeitsprodukte, die von körperlich und geistig Gebrechlichen hergestellt sind, wird eine Empfehlungsmarke eingeführt. Besonders Hausfrauen sind gebeten, darauf zu achten.

Zwei Beispiele

aus der Arbeit der Fürsorgerinnen mögen von der Arbeit erzählen.

Neue Heimat.

Frau X klagt der Lehrerin ihr Leid, sie habe eine 30jährige geistesschwache Schwester, die an einem privaten Pflegeort sehr ungünstig versorgt sei. Der Vormund des Mädchens habe leider einen Vertrag mit der Pflegefamilie abgeschlossen, nach welchem ein monatliches Pflegegeld von Fr. 15.— zu zahlen sei. Dabei sei das Mädchen arbeitsfähig und werde noch tüchtig ausgenützt, erhalte aber nicht einmal genügend zu essen.

Die Lehrerin meldet den Fall Pro Infirmis. Die Fürsorgerin zieht sofort eingehende Erkundigungen über den Pflegeort ein. Die ungünstigen Angaben finden sich bestätigt. Die Fürsorgerin setzt sich mit dem Vormund des Mädchens in Verbindung und erreicht die Kündigung des Vertrages. Sie macht einen guten Pflegeort ausfindig, wo das Mädchen ohne Kostgeld untergebracht wird. Bald drücken Verwandte und Vormund ihre Zufriedenheit über die Versorgung aus. Das Mädchen empfängt die Fürsorgerin freudestrahlend bei ihrem ersten Besuch und meint glücklich: „Nun habe ich wieder ein Daheim gefunden". Sein Selbstgefühl steigert sich in der Atmosphäre des Gebrauchtseins und es erfüllt bescheidene Arbeitsleistungen zur Zufriedenheit der Pflegefamilie.

Beim Fortgehen bittet es die Fürsorgerin: „Fräulein, schreiben Sie mir doch ein Briefleim, ich möchte auch einmal Post haben". — Bescheidene Wünsche, deren Erfüllung Licht in ein einsames Leben bringt.

Rosmarie.

„Ist euer Kind eigentlich blind?" so frägt man Frau L. überall. Die kleine Rosmarie hat ihre Augenlider bis auf einen kleinen Spalt immer geschlossen. „Die Augen sind schon gut, aber die Augenlider funktionieren nicht," so antwortet die Mutter schlicht auf die neugierigen Fragen. Sie weiß, wie benachteiligt ihr Kind ist. „Gut, daß man abseits am Berg droben wohnt", denkt die Frau.

Eines Tages erscheint die Fürsorgerin aus dem Tal, sie möchte das Kind zum Augenarzt in die Stadt mitnehmen. Die Frau erzählt, daß sie schon einmal beim Augenarzt gewesen sei, doch habe er nicht helfen können. Es sind aber schon ein paar Jahre verflossen, seit dieser letzten Konsultation. Da meint die Fürsorgerin, man sollte es doch noch einmal probieren. Die Fahrt zum Augenarzt wird schon auf die kommende Woche vereinbart. Die Mutter läßt sich vom Arzt überzeugen, daß nur mit einer Operation eine Besserung herbeigeführt werden könne. Die Frau fürchtet einen solchen Eingriff. Als aber der Arzt in väterlichem Tone einwendet, „wenn es mein eigenes Kind wäre, würde ich mich zur Operation sofort entschließen", übergab sie vertrauensvoll ihr Kind der ärztlichen Kunst. Die Operation war erfolgreich und als die Kleine nach zwei Monaten aus der Klinik heimkommt, da kann sie die Augenlider öffnen und schließen. Sie wird im Frühjahr in die Schule gehen und an die Wandtafel sehen, wie alle andern Kinder. Schon hat's Christkind eine Schultasche gebracht.

Durch die Korrektur des Gebrechens ist das Kind viel froher und sonniger geworden.

* Interessenten können den Bericht beziehen vom Zentralsekretariat Pro Infirmis, Kantonsschulstr. 1, Zürich.

Kleine Rundschau

Dr. Lüders verhaftet.

Die auch bei uns weithin bekannte frühere deutsche Reichstagsabgeordnete Fr. Dr. M. E. Lüders ist dieser Tage verhaftet worden. Die Gründe hiefür sind nicht bekannt. Diese Verhaftung erregt umso größere Verwunderung, als Frau Dr. Lüders auf gut patriotischem Boden stand und vor anderthalb Jahren ein Buch verfaßt hat, zu dem Reichskriegsminister von Blomberg das Vorwort geschrieben hat. Das im Mittler-Verlag in Berlin erschienene Buch behandelt die Verwendung der Frauen in der Kriegswirtschaft („Das unbekannte Heer, Frauen kämpfen für Deutschland, 1914/1918").

Die Missionsärztin.

Nach einer Statistik über die Tätigkeit der Frau als Missionsärztin ist das Arbeitsfeld der weißen Aerztin in Britisch-Indien am umfangreichsten. Dort kommen auf rund 323 Millionen Bewohner 550 Missionsärztinnen: 186 evangelische, 44 katholische, 320 interkonfessionell arbeitende. Die Kindersterblichkeit beträgt hier im ersten Lebensjahr 300 auf 1000. In China sind bei rund 438 Millionen Bewohnern 130 Missionsärztinnen tätig. Die Kindersterblichkeit steigt hier im ersten bis dritten Lebensjahr auf 85 Prozent. In Afrika arbeiten etwa 20 Missionsärztinnen. Die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahr beträgt hier in manchen Orten mehr als 70 Prozent.

Preisgekrönte dänische Architektinnen.

Anfangs dieses Jahres ist von einer dänischen Baugesellschaft ein Wettbewerb für Architekten veranstaltet worden. Es wurden vier Preise ausgesetzt für moderne Wohnungstypen, geeignet für Familien mit mehreren (zumeist schulpflichtigen) Kindern, Jungen und Mädchen. Der Jury, deren Mitglieder namhafte Architekten und Bauschverständige waren, gehörte keine Frau an.

Der Wettbewerb erregte großes Interesse, und es gingen über 600 Entwürfe aus allen Teilen des Landes — einige auch aus dem Auslande — ein. Als das Urteil der Jury bekannt wurde, stellte sich heraus, daß drei dänische Architektinnen mit einem gemeinsam eingesandten Entwurf den ersten Preis davongetragen hatten. Zwei der Preisgekrönten, Karen Hjiftendahl und Ingeborg Schmidt, sind begabte Anfängerinnen, während die dritte, Ragna Grubb, sich bereits als Architektin einen Namen gemacht hat. Sie hat unter anderem „Das Haus der Frau" in Kopenhagen entworfen und arbeitet zurzeit an den Plänen für ein modernes Laboratorium in Aarhus, dessen Ausführung Kr. 180,000 kosten soll.

Die weibliche Polizei.

Wie erinnerlich, arbeiten in der ägyptischen Polizei englische weibliche Polizisten, die vor einigen Jahren auf Anforderung der Regierung nach Kairo und Alexandrien gesandt wurden. Die Tatsache, daß die Kontrakte dieser Beamtinnen kürzlich auf drei weitere Jahre — bis 1940 — erneuert worden sind, spricht dafür, daß ihre Wirksamkeit den Nutzen bringt, den man davon erwartete.

Vom Wirken unserer Vereine

Die neutrale Auskunfts- und Beratungsstelle für Frauen und Mädchen, Basel, Utengasse 22.

Diese Basler Beratungsstelle ist die erste und einzige in der Schweiz. Wohl gibt es derartige juristische Stellen, aber keine, zu deren Aufgaben Beratungen über Hauswirtschaft, Familie, Erziehung und Recht gehören. Wenn eine solche Stelle wohl fundiert, wohl geführt und wohl benutzt wird, dann kann sie Frauen und Mädchen eine unschätzbare Hilfe sein.

An der kürzlichen Jahresversammlung fand der von der Präsidentin der Arbeitsgemeinschaft für diese Stelle, Frau Kienzle-Osann, vorgelegte Jahresbericht seine besonders wertvolle Ergänzung durch die ausgezeichneten Darstellungen über das Wesen ihrer Arbeit von der Beraterin, Frau Jauslin-Hillmann. Die Beratungsstelle gibt uns Frauen und Mädchen die Möglichkeit, sich in äußeren oder inneren Bedrängnissen einer Frau zu eröffnen, die mit Verständnis und psychologischem Eindringen als neutrale Beobachtende meist eher den Weg zu einer Lösung findet. Sie wird vor allem versuchen, die Einstellung des Ratsuchenden der Lebenschwierigkeit gegenüber herauszufinden, sie zu regulieren und wenn nötig zu korrigieren. Denn nicht die Verhältnisse machen unglücklich oder krank, sondern unsere Einstellung dazu. Wir Frauen scheuen amtliche Stellen, wir haben Scheu, vor Beamten zu reden, die Amtsstelle ist die Instanz, an die wir zuletzt gehen, meistens wenn es schon zu spät ist. Unsere Beratungsstelle will aber da sein, um vorbeugen zu können, weil das immer noch leichter ist, als heilen. Die Beraterin kann sich auch mit kleinen Sorgen beschäftigen, für welche eine Amtsstelle keine Zeit hat, die aber, wenn keine Hilfe da ist, zu solchen Schwierigkeiten werden, daß gewöhnlich alle Hilfe, finanziell oder seelisch, zu spät kommt. Wir hoffen, daß auch die Behörden diese — allerdings nur scheinbare — Kleinarbeit einmal als notwendig anerkennen, wissend, daß unter Umständen viel Zeit und Geld dadurch erspart wird. Die Stelle steht natürlich allen Kreisen offen, wir alle können in äußere und innere Bedrängnis kommen, wo uns eine neutrale Darlegung und unpersönliche Ratgebung helfen kann. Die rein juristischen Fälle behandelt die juristische Beraterin, Frau Dr. Bürgin-Kreis, Rechtsanwalt und Notar.

Es war interessant, in dem folgenden Bericht der Präsidentin der Abteilung Hauswirtschaft, Frau Montandon-Schurter, über die Art des Arbeitens der Prüfungskommission des Hausfrauenvereins, die dieser Abteilung angeschlossen ist, etwas zu hören. Sie zeigte an Beispielen, wie neue Artikel, zum Beispiel der Glätteheller, die neuen Bülacher Einmachflaschen, die sanforisierten Stoffe auf Antrag der herstellenden Firmen durch die Prüfkommission aufs eingehendste untersucht, ausprobiert und dann beattestet werden. Uns scheint dies eine außerordentlich wichtige Sache für die Haushaltführenden zu sein: sie können auf Grund des Prüfattestes sich bei Einkäufen und Anschaffungen mit Sicherheit an die Artikel halten, die von kundiger Hand ausprobiert und auf Vor- und eventuelle Nachteile geprüft worden sind. Die Aufgabe der Beratungsstelle ist es dann, der Hausfrau die als gut befundenen Artikel zu zeigen und sie zu beraten. Dies ist an einer neutralen, von keinerlei Geschäftsinteressen beeinflußten Stelle am leichtesten und zuverlässigsten durchzuführen.

Nochmals „Weibliche Polizei"

Wir haben schon verschiedentlich ausführlicher über die Entwicklung der Frauenarbeit bei der Polizei vernommen. Damit aber nicht der Gedanke aufkomme, wir Frauen seien da eben Partei und hätten „Vorurteile des Geschlechtes", wir würden rühmen und Mitarbeit fordern, aber dies sei einseitig betontes weibliches Urteilen, geben wir heute einige Aeußerungen des Polizeichefs von Chicago über seine weibliche Polizei bekannt. Jedermann weiß, daß Chicago Schauplatz vieler Verbrechen ist. Es handelt sich also wahrlich nicht um eine Stadt, deren Polizei ein „beschauliches Leben" führen kann. Laut „Basler Nachrichten" erklärte Mr. Gilbert, der

Polizeichef von Chicago:

„Selbst in wilden Schießereien zwischen Polizei und Verbrechern haben Frauen ihren großen Mut und besondere Geistesgegenwart bewiesen. Manche schwere Jungen, selbst Mitglieder der Dillinger-Bande, wurden gefaßt, weil Frauen sie verrieten, weil Frauen zu viel schwatzten trotz aller Anhänglichkeit. Die weibliche Polizei, mit den Männern Hand in Hand arbeitend, sollte gerade bei Erkundigung derartiger Fälle eingesetzt werden; da sie die weibliche Gemütsverfassung kennt, ist sie unschätzbar.

Chicagos Polizistinnen haben ebenso viel Verbrechen jährlich aufgeklärt wie ihre männlichen Kollegen. Der Aufklärungsdienst ist nicht ihre einzige Aufgabe. Fast der wichtigste Teil ihrer Arbeit ist die Verhütung von Verbrechen, besonders der Verbrechen Jugendlicher. Auch haben sie oft wirksam zu verhindern gewußt, daß solche Fälle zur öffentlichen Aburteilung vor Gericht kamen. Viele Mädchen verdanken Glück und Seelenfrieden unseren hervorragenden weiblichen Polizisten, die ihnen wieder den rechten Weg aus Verirrung und Schuld wiesen. Einige unserer Polizistinnen haben für ihr segensreiches Wirken in ganz Amerika Anerkennung gefunden, so Miß Helen Bowden für die Auffindung vermißter und verschleppter Mädchen.

Auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Bearbeitung der Methoden besitzt Chicago eine ganz hervorragende Kraft: Es ist Mrs. Katherine Applegate Keeler von der Abteilung zur wissenschaftlichen Untersuchung und Aufklärung von Verbrechen, deren Versuchsstätte der Universität angegliedert ist. Sie ist leitende Sachverständige in Fragen der Handschriften-Deutung, auch der Identifizierung von Schreibmaschinenschrift, und ihr Zeugnis gab oft in wichtigen Fällen den entscheidenden Ausschlag. Es gibt noch nicht viele, die auf diesem Felde arbeiten, und doch gelingt es oft nur anhand des von ihnen beigebrachten Beweismaterials, den Verbrecher zu einem Geständnis zu zwingen.

Doch die schönste Aufgabe, die auch nur weiblicher Einfühlungskraft und Sympathie vorbehalten bleibt, ist die Hinleitung jugendlicher, aus dem Geleise geworfener Personen zu einem neuen Leben.

Dieses Loblied auf die Mitarbeit der Frau würden viele leitende Männer unserer Polizei Wort für Wort bekräftigen." So schließt der Bericht des Polizeichefs. —

Bücher

Livres de partout 1932—1935.

1226 Bücher aus 24 verschiedenen Ländern und aus allen Wissensgebieten werden in dieser kleinen Schrift, die von der Kommission für intellektuelle Zusammenarbeit des internationalen Akademikerinnenverbandes herausgegeben worden ist, empfohlen. Die Zusammenstellung erfolgte nach gewissen Richtlinien, wobei allerdings die einzelnen Bücher die ihnen zufallende Aufgabe vorbeschieden gelöst haben. Das Schrifttum der Schweiz ist sehr reichhaltig vertreten und gern wird man, soweit nicht Zeitmangel oder sprachliche Grenzen dem entgegenstehen, den mit viel Sorgfalt zusammengestellten Katalog, der sich nicht etwa nur auf von Frauen geschriebene Werke beschränkt, als Führer durch die neuere Literatur anderer Nationen benützen. Die Schrift ist erschienen im Verlage der International Federation of University Women, Crosby Hall, Cheyne Walk, London S.W. 3.

P.

Von Kursen und Tagungen

Der Schweizerische Pfadfinderinnenbund

bereitet für den 3. bis 12. August das zweite nationale Lager vor. Es wird am lieblichen und an historischen Denkwürdigkeiten reichen Baldeggersee abgehalten und steht unter der Leitung der beiden schweizerischen Lager-Führerinnen Irène Cuénod (Genf) und Rose Nef (St. Gallen) und der Hauptführerin Yvonne Achard (Genf). Nahezu 400 schweizerische Pfadfinderinnen und 20 ausländische Führerinnen aus zehn Ländern werden während zehn Tagen Freud und Sorge miteinander teilen, getreu dem vaterländischen Spruch, der zum Motto des Lagers gewählt wurde: „Einer für Alle, Alle für Einen". Die Teilnehmerinnen sind alle in Zelten untergebracht. Von den dreizehn Gruppen-Lagern hat jedes wieder seine Führerin und Quartiermeisterin. Es stehen drei Vorträge mit Diskussion auf dem Programm: Schule und Pfadfinderinnen-Bewegung (deutsch) Frl. Dr. Geßler, Basel; franz. Mlle. Bridel, Vorsteherin der Ecole Bridel, Lausanne); Baldegg in der Geschichte, von Frl. Dr. Hedwig Waeber, Bern; Naturschutz, von Dr. Alb. Pfaehler, Solothurn. Einige Lagerfeuer mit dramatischen Darbietungen und Ausflüge in die Umgebung werden die Teilnehmerinnen einander näher bringen und sie ein schönes, vielen unbekanntes Stück Heimat kennen lehren. Eltern und Freunde der Bewegung sind herzlich willkommen Sonntagnachmittag, den 8. August, wo sie Vorführungen und Spielen beiwohnen können.

„Heim" Neukirch a. d. Thur.

Herbstferienwoche für Männer u. Frauen
Leitung: Fritz Wartenweiler.

7. bis 12. Oktober. Rufer in der Wüste. Das Wort stammt von unserm Schweizer Dichter Jakob Boßhart. Ihn und andere „Rufer in der Wüste" wollen wir zu uns reden lassen. Kursgeld, einfache Verpflegung und Unterkunft inbegriffen: Fr. 5.— bis Fr. 6.— pro Tag; Jugendherberge Fr. 4.— bis Fr. 5.—. Auskunft erteilt gerne und Anmeldungen nimmt entgegen Dodi Blumer.

Versammlungs-Anzeiger

Radiovorträge.

Mittwoch, den 11. Aug., und Donnerstag, den 12. August: 16.30 (Beromünster): Jeremias Gotthelfs Frauengestalten von Helene Keller.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Limmatstraße 25, Telephon 32.203 (abwesend). Vertretung H. David, St. Gallen.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund

empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:

Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstraße 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen Blumenaustr. 38, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstraße 90, Tel. 24.080

P 2088 G

LUZERN
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern.
P 1155 Lz

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
als hochwertigsten und vorteilhaftesten Ersatz für eingesottene Tafelbutter
P 243 Z
Fabr. Fiad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon, Telephon 68.445

DP 441 a Henkel & Cie. A.G., Basel

THUN
Thunerstube
Alkoholfreies Restaurant der gemeinnützigen Frauenvereine
Gastzimmer mit fliess. Wasser. Lift
Telephon 34.52 P 5283 T

Original Schwabenland
sollte auch Ihre Marke sein
Sie werden bestimmt mit unsern Qualitäts-Artikeln für Küche und Haus zufrieden sein! Machen Sie einen Versuch!
Schwabenland & Co. A.G.
Zürich, St. Peterstraße 17, Telephon 53.740

WOHIN?
mit allen Kleidern und Strümpfen?
Die Hausweberei Saanen
(gemeinnütziges Unternehmen, Berneroberland), verwebt Ihnen diese zu hübschen Milieux (bis 290 cm breit), Läufern, Vorlagen, Diwandecken, Wandbehängen, Sitzkissen. Bitte verlangen Sie Prospekte.
Wir empfehlen uns auch für Teppiche aus neuem Material, Diwandecken in Wolle und Baumwolle, Möbelstoffe, Tischwäsche, Schurzstoffe und Papeteriesachen

Wir drucken
sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe.
Buchdruckerei Winterthur AG
vormals G. Binkert A.-G.